



Axel Michaels

Evaluation als akademisches Ritual

Ich beginne mit einem Bekenntnis: Ich bin gegen Evaluationen in der Wissenschaft. Jedenfalls bin ich gegen zu viele Evaluationen. Ich spreche dabei aus der Opferperspektive, als jemand, auf dessen (virtuellem) Schreibtisch jeden zweiten Tag etwas zum Evaluieren liegt und der sich morgens überlegen muss, ob er nach links zum Stapel der Akten, die ein Gutachten erfordern, oder nach rechts zu eigenem Forschungsmaterial greift.

Ich teile in diesem Dilemma die sattsam bekannten Gründe gegen Evaluationen, wie sie etwa der Schweizer Wirtschaftswissenschaftler Bruno S. Frey vorbringt:

- Evaluationen werden in ihrer Wirkung überschätzt.
- Das Messbare (Drittmittel, Publikationen, Auszeichnungen und Preise, Zitationen) steht im Vordergrund.
- Es gibt falsche Belohnungen: Die Wissenschaftsmanager werden gegenüber den einzelnen Forschern bevorzugt.
- Die kurzen Fristen und Zeiträume der Evaluationen sind den Forschungen mitunter nicht angemessen: Manchmal braucht ein Wissenschaftler ein ganzes Leben, um den großen Wurf hinzubekommen.
- Radikale, disziplinar abweichende Ideen werden bisweilen behindert, da der Anpassungsdruck an die herrschenden Meinungen groß ist.
- Es gibt einen vorausseilenden Gehorsam, die Evaluationskriterien zu erfüllen – mit der Folge, dass Ergebnisse hochgejubelt oder gar gefälscht werden.
- Die Kosten, auch und gerade die versteckten oder indirekten, sind zu hoch.
- Misstrauen statt Vertrauen wird gesät: Ein im harten Ausleseprozess ausgewählter Forscher verliert seinen Vertrauensvorschuss, also das, was er am meisten braucht.

An dieser Stelle muss ich noch etwas gestehen: Ich habe meinen Beitrag vorab einer Evaluation unterziehen lassen. Eigene Gedanken und eigenes Wissen sind gut, aber Kontrolle ist besser! Man kennt das. Der Evaluator bringt folgendes Monitoring an (nicht weil es nötig gewesen wäre, sondern weil es er-

wartet wird – wie es bei H.C. Artmann mit Bezug auf die erste Fußnote eines von ihm selbst herausgegebenen Manuskripts heißt): »Die obigen Darlegungen zeugen von einer voreingenommenen und daher unwissenschaftlichen Haltung. Die Behauptungen sind nicht auf dem Stand der Forschungsliteratur oder empirisch belegt. Der Referent versteht nichts von der Audit Society eines Michael Power, zitiert nicht die relevante Literatur, weder Christine Schwarz' Buch Evaluation als modernes Ritual noch Robert Flodens und Stephen Weiners' Aufsatz »Rationality to Ritual: The Multiple Roles of Evaluation in Governmental Processes« und auch nicht die vielen einschlägigen Artikel in der Zeitschrift für Evaluation, im Evaluation Review oder American Journal of Evaluation. Der Autor sollte größere wissenschaftliche Disziplin und Faktenbezogenheit zeigen.«

Ich habe verstanden und komme zu meinem Thema. Zuvor will ich aber noch sagen, dass ich den Mut der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) bewundere, dem Unwesen des Publish or Perish nunmehr entschieden entgegenzuwirken, indem Antragsteller in Zukunft nur noch maximal fünf Publikationen anführen dürfen. Jetzt wird endlich wieder weniger gezählt als auf Inhalte geschaut. Ich wünschte mir, dass man auch bei den akademischen Evaluationen diesen Mut zur Umkehr hätte.

Nun ist ja das Gegenargument, dass die Verwendung öffentlicher Mittel überprüft werden müsste und es dafür Evaluationen brauche. Verwendung dürfe nicht Verschwendung werden. Das ist richtig, und daher bin ich auch nicht grundsätzlich gegen Überprüfungen. Ich bin nur gegen die Inflation der Überprüfungen. Selbst die Aufnahme eines Dreijährigen in den Kindergarten wird heute schon evaluiert. Und ich bin gegen das hohe Ausmaß, den Aufwand, die Bezahlung von Evaluatoren und die Überbürokratisierung der Verfahren, besonders durch die Akkreditierungsagenturen. Wenn ein Antrag für ein Exzellenzcluster 120 Seiten nicht überschreiten darf, aber



die Akkreditierung eines BA-Studiengangs über 250 Seiten abverlangt, wenn heute fast mehr Zeit für Begutachtungen als für Forschung oder Lehre aufgewendet wird, dann stimmt etwas nicht mehr. Daher reihe ich mich in den Kreis derer ein, die da rufen: Hört auf mit dieser unverhältnismäßigen Torheit! Kehrt um, besinnt euch!

Wieder meldete sich hier der Evaluator: Der Autor argumentiert zunehmend hochschulpolitisch und polemisch. Es fragt sich, ob er überhaupt noch zum Thema kommen will.

Bevor ich es mir endgültig mit meinem Evaluator verderbe, will ich lieber Folge leisten, obgleich das, was ich zu sagen habe, mit meinen Bedenken gegen bestimmte und zu viele Evaluationen zu tun hat. Nicht selten nämlich, so scheint es, sind Evaluationen akademische Rituale, bei denen Ereignisse inszeniert werden, die dem Zweck des Ganzen, der Verbesserung der Forschung, allenfalls indirekt dienlich sind. Aber diese These kann ich erst überprüfen, nachdem ich kurz den begrifflichen Rahmen abgesteckt habe, in dem ich mich bewege. Dabei gilt es, die Begriffe ›Evaluation‹ und ›Ritual‹ festzulegen.

Unter ›Evaluation‹ verstehe ich die nachträgliche Überprüfung einer Institution oder Person durch von außen kommende Experten. Unter ›akademischem Ritual‹ verstehe ich solche Überprüfungen in einem universitären Bereich. Es fallen also keine Prüfungen wie Promotionen oder Habilitationen darunter oder Bewerbungsvorträge, die man alle auch als akademische Rituale auffassen kann, aber bei denen die Experten in der Regel nicht von außen kommen. Ich konzentriere mich hier allein auf inszenierte Überprüfungen, sogenannte Begehungen. Der Begriff ›Begehung‹ kommt aus dem Bauwesen oder von der Arbeitssicherheit, wo man eine Baustelle oder einen Arbeitsplatz überprüft. Der Begriff ist also treffend, denn tatsächlich geht es bei universitären Begehungen auch oft um die Sicherung von Arbeitsplätzen – jedenfalls aus der Perspektive des Mittelbaus.

Ich bin froh, dass sich an dieser Stelle der Evaluator nicht wegen erneuter unpassender Bemerkungen eingemischt hat, und kann daher fortfahren und bestimmen, was ich unter Ritualen verstehe. Dies ist schon etwas komplexer. Ich konzentriere mich auf vier Merkmale und wende sie sogleich auf universitäre Begehungen an.

Das erste Merkmal betrifft die *Verkörperung*. Rituale setzen handelnde Personen voraus. Wer nur denkt oder fühlt, begeht kein Ritual. Das Ritual, wie ich es verstehe,

setzt auch mehrere Personen voraus. Wer also nur ein Gutachten am Schreibtisch schreibt, begeht kein Ritual. Wohl aber bei Begehungen, also den Evaluationen vor Ort. Hier kommen Gruppen zusammen und verkörpern sich zu Gremien von Gutachtern und Begutachteten.

Das zweite Merkmal ist die *Förmlichkeit*. Rituale bestehen aus standardisierten, (mitunter stereotyp und redundant) wiederholten, somit nachahmbaren (und insofern öffentlichen) Handlungen. Sie sind aus Elementen (Ritemen) nach Regeln bewusst zusammengesetzt und fügen sich zu Ritualkomplexen (Sub- und Hauptritualen) zusammen. Dieses Regelwerk ist oft in Skripten oder Ritualhandbüchern festgehalten.

Dies alles trifft in hohem Maße auf universitäre Begehungen zu. Denn auch dabei sind die Handlungen vorgegeschrieben. Es gibt ein genaues, teilweise vorgegebenes, teilweise stillschweigend von anderen Begehungen übernommenes Programm, dessen Struktur weitgehend festgelegt und als Skript auf der Homepage der DFG (DFG-Vordruck 60.022 – 5/10) einsehbar ist. So beginnt die eine Begehung eines Sonderforschungsbereichs am ersten Tag mit der Begrüßung durch den Senatsvertreter der DFG. Dann folgen ein Bericht des Sprechers, exemplarische Darstellungen von Forschungsprojekten, eine vom Senatssprecher geleitete Diskussion und ein Abschlusswort des Sprechers. Am Nachmittag schließen sich Besuche der Gutachter bei den einzelnen Teilprojekten an, am Abend zieht sich die Gutachtergruppe zu ersten Beratungen zurück. Der nächste Tag beginnt mit der Plenarsitzung und einer Stellungnahme der Hochschule, meist des Rektors. Die Anwesenheit des Kanzlers und eines Vertreters des Ministeriums ist vorgeschrieben. Der Plenarsitzung folgen Nachfragen der Gutachtergruppe und eine abschließende interne Beratung sowie Beschlussfassung der Gutachter. Am Schluss wird der Sprecher dazugebeten und das Urteil verkündet.

Dies ist der förmliche, vorgeschriebene Ablauf. Ebenso förmlich sind aber andere Richtlinien, die mehr oder weniger explizit gemacht werden. Es gibt eine gewisse Kleiderordnung, es gibt Namens- und Tischschilder. Die Bewirtung der Gutachter wird abgesprochen. Im erwähnten DFG-Vordruck heißt es: »[...] einen Mittagsimbiss am ersten Tag, ein Abendessen während der Klausur am ersten Tag und einen Mittagsimbiss am zweiten Tag. Bitte denken Sie auch an die Bereitstellung vegetarischer Speisen, Obst und ggf. Süßes sowie ausreichend Warm- und Kaltgetränke. Wir bitten darum, von der Bereitstellung



alkoholischer Getränke Abstand zu nehmen.« Die Anordnung der Stühle ist geregelt (»Es ist wichtig, dass die Tisch- und Sitzanordnung eine Diskussion ermöglicht. Hörsäle eignen sich daher nicht gut für die Plenardiskussion«), ebenso die Begleitung der Gutachter (»Es erleichtert die Anfahrt erfahrungsgemäß, wenn der Sonderforschungsbereich an beiden Tagen morgens für die Fahrt bzw. Begleitung vom Hotel zum Sitzungsort sorgt«) oder das Hotel (»Einzelzimmer mit Dusche/WC [...] und gutem Qualitätsstandard, der eine erholsame Nachtruhe garantiert«).

Solche Begehungen haben fast ein wenig mit mittelalterlichen Herrschertreffen zu tun, denn schließlich begegnen sich ja Herrscher »von gleichem Stand«, Professorinnen und Professoren, Institutsleiter mit ihrem Gefolge, halt nur unter ritualisierten, das heißt förmlichen Bedingungen. Die Zeremonienmeister, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der DFG, halten sich dabei übrigens, wie es sich gehört, auffallend zurück: Man darf ihnen die Hoheit über die Organisation nicht anmerken, weil dies die Handlungsmacht der Evaluierten schmälern würde.

Ein entscheidender Aspekt der Förmlichkeit ist der formelle Beschluss zur Durchführung des Rituals (*intentio solemnis*), bei Begehungen durch förmliche Einladungen ausgedrückt. Er macht oft erst aus Alltagshandlungen Ritualhandlungen, indem er sie als besondere Handlungen kenntlich macht. Bloßes Wachbleiben wird so zu einer rituellen Nachtwache, bloßes Nichtessen zu religiös motiviertem Fasten. Ohne diesen förmlichen Beschluss stellt sich kein religiöses Verdienst ein. Eine spontane Evaluation wäre kein Ritual, auch wenn sie sich ritueller Elemente bediente. Rituale haben daher oft einen durch Zeichen (Glocken, Gesten, Kleidungswechsel etc.) signalisierten Beginn (»Hiermit eröffne ich ...«), mit denen die Abgrenzung zwischen Alltagswelt und Ritualwelt markiert wird. Diese Rahmung ist ein Teil der Förmlichkeit. Das Programm einer Begehung verdeutlicht dies eindrücklich.

Rituale bilden – dies ist das dritte Kriterium – einen bestimmten *Modus des Handelns* und unterscheiden sich darin, in welchem Maße sie sich auf ein *Subjekt*, auf die *Gemeinschaft* und auf eine *überhöhte, transzendente Welt* beziehen. Die Mischung dieser Eigenschaften macht den *Modus* eines Rituals aus. Bei einer Initiation wäre der auf das Subjekt bezogene Anteil höher, bei einer Begehung der auf die Forschergemeinschaft bezogene Anteil. In jedem Fall müssen aber alle drei Modi gegeben sein.

Der vielleicht umstrittenste *Modus* ist die Überhöhung der Ritualhandlungen, mit denen sie zu einer anderen, meist als höher bewerteten Welt oder Tradition oder auf (heilige) Anfänge in Beziehung gesetzt werden. Dies geschieht etwa dadurch, dass bestimmte Handlungen als von Göttern vorgegeben angesehen werden.

Auch für eine Begehung trifft dieses Kriterium der Überhöhung zu – und zwar in einem entscheidenden Maße, denn es macht die Evaluation überhaupt erst zu einem akademischen Ritual. Worin liegt aber die Überhöhung? Bei Begehungen zeigt sie sich in dem Aufwand und in den verweisenden Bezügen. Eine Begehung ist ein großes, bedeutendes Ereignis, das inszeniert und zelebriert wird. Die Spitzen der Institution kommen zusammen und präsentieren sich im besten Licht. Es geht um Spitzenforschung, heute gern »Exzellenz« genannt. Wer Spitze sein will, muss sich gegenüber anderen überheben und absondern. Er darf eben nicht mehr nur Durchschnitt sein. Hierfür werden sachliche Gründe geltend gemacht, eben die Evaluationskriterien; auch diese sind in Katalogen der DFG festgehalten.

Freilich geht es um mehr. Es geht auch um Imponiergehabde und Macht. Beide Seiten müssen sich wechselseitig bestätigen, wie herausragend sie sind. Die Evaluatoreseite hat die Macht; das fordert Unterwerfungsgesten der Evaluierten heraus. Kritik an Gutachtern kommt nicht gut an, selbst wenn diese grobe Unkenntnis zeigen, selbst wenn bemerkt wird, dass sie weder die Forschungsberichte noch die anderen Unterlagen wirklich gelesen haben. Die Macht der Evaluatoren drückt sich nicht nur darin aus, dass sie über die Zusprechung oder Verweigerung von Mitteln befinden, sondern auch dadurch, dass sie Herren des Geschehens sind. Sie können eine Evaluation als freundlichen Fingerzeig auf Verbesserungen oder als »Hinrichtung« von Kollegen gestalten. Sie haben die Hoheit über den Ablauf, die Zuteilung von Redezeit, die korrekte Durchführung der Evaluation, also über das rituelle Geschehen.

Mit diesen Maßnahmen, vor allem aber mit dem inszenierten Ereignis der Begehung wird die Überhöhung erreicht. Es geht um etwas Großes, und in diesen Tagen ist das Große viel Geld. Die Empfänger müssen sich würdig zeigen. In erster Linie, weil sie qualifiziert sind, aber auch, indem sie sich hoheitsvoll verhalten. Das Ereignis muss kulturelle, symbolische Ordnungszeichen einsetzen, die ihre Überhöhung oder Solennität ausmachen. Als kulturelle Ordnungszeichen der Überhöhung können



etwa Herrschaftszeichen (der Rektor erscheint mit Dienstwagen oder Plakette) oder Insignien der Tradition (die Begehung findet in einem besonders ehrwürdigen Raum statt) gelten, mit denen auf Ideale (die Universität als höhere Bildungsinstitution, der Fortschritt der Forschung) oder überpersönliche Wert- und Ordnungsvorstellungen (die Universität als ›universitas magistrorum et scholarium‹ oder ›alma mater studiorum‹) Bezug genommen wird. Akademische Evaluierungen sind kein TÜV. Sie verleihen sich Geltung und Autorität, weisen über die Gegenwart hinaus.

Kurz noch zum vierten Merkmal: Mit Ritualen geschieht etwas, das nicht trivial ist. Mit ihnen wird eine Transformation begangen. Nachher ist nicht gleich vorher. Das ist besonders bei Übergangsritualen augenscheinlich, weil bei einer Initiation ein Knabe zu einem heiratsfähigen Mann oder bei einer Hochzeit aus Mann und Frau ein Ehepaar wird. Aber auch in einer akademischen Evaluation wird der Status der Evaluierten verändert. Man wird zu einem Drittmittelpfänger, und diese Aufwertung gehört fortan in den Lebenslauf wie Veröffentlichungen oder Preise.

So kann man also sagen, dass Evaluationen prozedurale akademische Rituale sind, weil sie den Kriterien der Verkörperung und Förmlichkeit folgen, im Modus einer selbst inszenierten Überhöhung begangen werden und statusbezogene Transformationen der Evaluierten bedeuten. Das alles macht nur begrenzt tauglich für kreatives Forschen. Rituale sind eben standardisierte Ereignisse mit einem Baukasten an vorgeschriebenen Handlungseinheiten, die Komplexität und Unwägbarkeit – die vielleicht wichtigsten Kriterien von Forschung – reduzieren helfen sollen. Sie sind nicht instrumental und können daher nicht leicht abgeändert werden. In diesem Sinn bedeutet die Ritualisierung von Evaluationen in der Tat Routine, Erstarrung und eine Loslösung von den ursprünglichen und eigentlichen Zielen der Forschung. Mit anderen Worten: Das Ritual einer Begehung folgt nicht allein den Kriterien der objektiven wissenschaftlichen und zweckrationalen Beurteilung von Forschungs- oder Lehrleistungen. Akademische Evaluationen folgen der Vorstellung, dass man Wissenschaft in vergleichbare und damit bemessbare Einheiten zerlegen kann. Aber herausragende Ideen in der Forschung entstehen nicht in universitären Manufakturen, sondern in unvergleichlichen Köpfen, beim Spielen, Ausprobieren, Testen, oft genug als Zufallsprodukt, fast nie geplant.

Mein Evaluator bemerkt an dieser Stelle: Die Darstellung einer Begehung als akademisches Ritual überzeugt nur mäßig. Obgleich der Autor Ergebnisse der Ritualforschung gut anwendet, bleibt er den Beweis schuldig, dass eine so geeignete Überprüfung wissenschaftlicher Ergebnisse nicht doch zweckrational und somit das geeignete Mittel der Wahl ist. Die Frage stellt sich ja, wie groß der Ritualanteil am Gesamtgeschehen ist und ob er nicht vernachlässigenswert und unvermeidlich ist.

Da hat der Evaluator, der natürlich aus Gründen der Überhöhung anonym bleiben muss, obgleich er meiner Peergroup entstammt, recht. Die Frage ist tatsächlich, ob es eine Alternative zu solchen Formen der Evaluation gibt. Und sind nicht die Vorteile einer ritualisierten Evaluation mit den Nachteilen abzuwägen?

Gewiss, Rituale bilden ein Vertrauenskapital (vergleichbar mit Pierre Bourdieus symbolischem, kulturellem und sozialem Kapital). Dieses sorgt für die Stabilität sozialer, politischer und wirtschaftlicher Beziehungen, es beseitigt Unsicherheit über die Legitimität der Ausgaben von öffentlichen Mitteln. Rituale vermitteln diese ersehnte Sicherheit, schaffen Vertrauen und verhindern oder vermindern Willkür, Beliebigkeit, Kontingenz, Komplexität und Individualität. Sie klammern die Sinn- bzw. Bedeutungsfrage weitgehend aus und werden zu einer Gewohnheit, bei der das richtige und angemessene Verhalten nicht jedes Mal neu ausgehandelt oder ins Bewusstsein gerufen werden muss. Dies kann für den Einzelnen eine Entlastungsfunktion bedeuten, aber auch für Institutionen wie DFG oder Universität eine effektive Ordnungsstruktur bilden.

Zudem haben Rituale oft genug die Autorität einer Tradition, einer Person, Organisation oder Institution hinter sich. Sie verbinden die Gegenwart mit der Vergangenheit, das Individuum mit der Gemeinschaft. Sie sind vielfach für eine Gruppe konstitutiv und fordern eine gebührende Achtung bzw. Verweisung auf anerkannte Kontexte, Personen oder Institutionen.

Wer versucht, dies ändern zu wollen, indem er die Regeln von Ritualen vorsätzlich übertritt oder im Kern verändert, geht ein hohes Risiko ein, denn er kann – je nach Schwere des Regelbruchs – bestraft, geächtet oder ausgelacht werden. Das gilt auch für akademische Rituale. Man stelle sich einen SFB-Sprecher bei der Begehung im Trainingsanzug vor. Ist also das Fazit, dass es unter Umständen keine Alternative zu den ritualisierten Evaluatio-



nen gibt? Ich fürchte ja, denn die Ausrichtung allein an sachgemäßen Kriterien würde die Überhöhung, mit der maßgeblich der Einsatz der Mittel begründet ist, nicht ermöglichen. Die Effizienz liegt in der Inszenierung von Misstrauen, aber Evaluierende und Evaluierter gehören der gleichen Kaste an, und so sehr sie einander misstrauen, so sehr bestätigen sie sich gegenseitig. Längst orientiert sich die Wissensgenerierung nicht mehr allein an denen, die sie finanzieren: den Steuerzahlern.

Natürlich hat auch diese Äußerung mein Evaluator rot angestrichen. Aber dass er am Rande bemerkt, »der Autor scheint nicht wirklich zu wissen, worauf er hinauswill, und bleibt im Unklaren, weil er Evaluierungen als Rituale sowohl verteidigt als auch als zu starre Instrumente kritisiert«, verwundet mich doch sehr.

Ich muss diesen Punkt also verdeutlichen. Ohne Zweifel werden Rituale meist als starre und stereotype Handlungsmuster angesehen, doch wird dabei die Dynamik von Ritualen meist übersehen. Dies haben wir in unserem Heidelberger Sonderforschungsbereich »Ritualdynamik« immer wieder festgestellt. Rituale folgen einer Struktur-, Geschichts-, Sozial- und Erfahrungsdynamik. Das heißt, sie verändern ihre Strukturen, sie verändern sich in ihrer historischen Entwicklung, durch die wechselnde Zusammensetzung der sozialen Gruppen und durch Erfahrungen, die der Einzelne in ihnen macht. Entgegen verbreiteten Vorstellungen provozieren Rituale zum Beispiel Varianz. Trotz aller Förmlichkeit erzwingen situative und andere Faktoren eine stete Anpassung. Auch wenn diese Änderungen oft geleugnet werden, sind sie doch bei genauem Hinsehen bemerkbar. So passt die DFG ihr »Ritualhandbuch« der Begehung immer wieder an. Sie reagiert damit auf unerwünschte Fehlentwicklungen. Aber es sind die Rituale selbst, die das Neue provozieren. Im Grunde begleitet die Ritualkritik jedes Ritual schon mit seiner Entstehung. Denn da Rituale den Odem der sinnentleerten Starre vor sich hertragen, eignen sie sich besonders gut zur Kritik an überkommenen Traditionen. Da reicht schon eine prägnant artikuliert Kritik, um ganze Systeme einstürzen zu lassen, indem sie das Missverhältnis von Anspruch und Wirklichkeit auf den Punkt bringt. Paradigmatisch dafür der Spruch »Unter den Talaren – der Muff von 1000 Jahren«, mit dem 1967 die alten akademischen Rituale fast zum Erliegen kamen.

Eine Evaluation muss also keineswegs nur als schädlich angesehen werden. Sie kann gerade als Ritual Anlass geben, die Angemessenheit der Verfahren immer wieder zu überprüfen. Ich bin sicher, dass dies auch mit der neuen Welle der Evaluationen geschehen wird, und insofern zuversichtlich. Vielleicht werden ja bald Studierende wieder ein Transparent vor den Professoren mit dem Spruch »Stellt euch vor, es ist Akkreditierung, und keiner geht hin« tragen. Und was hätten wir für Alternativen? Ältere Methoden der Evaluation sind nicht mehr anwendbar. Die Inquisition, das erste professionalisierte Prüfungsverfahren, fällt aus. Die altindischen Redewettstreite, bei denen es – wie es in einer Upanischad heißt – so weit gehen konnte, dass man sein Gegenüber nicht überfragen durfte, weil sonst dessen Kopf zerbürste, würden zwar die Bereitschaft zu Evaluationen deutlich verringern, nicht aber unbedingt zu einer Verbesserung der Forschungsleistungen führen.

Also bleibt mir nur der Appell zu mehr Vertrauen. Ich bin überzeugt, dass mehr Vertrauen nicht zu mehr Missbrauch führt. Evaluierungen ja, aber im Sinne der Überprüfung der Individualität von Forscherpersönlichkeiten, also mit einer sehr sorgfältigen Auswahl derer, denen Verantwortung gegeben wird. Meinetwegen auch Evaluationen der Ergebnisse von Zeit zu Zeit, in einem schön ritualisierten Rahmen, der das Potenzial des Ritualdesigns ausschöpft. Wettbewerb: unbedingt, Anreizsysteme auch, aber bitte nicht zu viele Evaluationen; das Syndrom der Evaluitis hat uns ja bereits wie die Schweinegrippe erfasst. Es ist selbst indiziert, und da hilft nur, dass man dem Hype nicht zu viel Beachtung schenkt. Das Problem wächst sich dann von selbst wieder aus. Hoffentlich.

Zum Schluss danke ich meinem Evaluator – also mir selbst. Denn mein Denken ist eigentlich immer eine innere Begehung meiner selbst – und das kostet nicht mal etwas. Und ich danke dem Leser für seine prüfende und in diesem Sinne evaluierende Aufmerksamkeit.

Literatur

- R. E. Floden und St. S. Weiner: »Rationality to Ritual: The Multiple Roles of Evaluation in Governmental Processes«, in: *Policy Sciences* 9 (1978), S. 9–18
B. S. Frey: »Evaluierungen, Evaluierungen ... Evaluitis«, in: *Perspektiven der Wirtschaftspolitik* 8 (2007), S. 207–220
A. Košenina: »Der englische Patient«, in: *GEGENWORTE* 17 (2007), S. 76–77
M. Power: *The Audit Society. Ritual of Verification*. Oxford 1997
Chr. Schwarz: *Evaluation als modernes Ritual. Zur Ambivalenz gesellschaftlicher Rationalisierung am Beispiel virtueller Universitätsprojekte*. Hamburg 2006